

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Sonnabend, den 18. August 1821.

99

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drey Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen viertel. um 15 fl., halb. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertel. um 7 fl., halb. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Answärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb. und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und v. Manstein wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Über den krebstartigen Kiefenfuß.

Apus cancriformis. Schaeffer. (*Monoculus apus*. Linné.)

Seit einigen Tagen hat ein seltsames Thier die Aufmerksamkeit des ganzen Wiener Publikums auf sich gezogen, und ist in vielen Zirkeln der Gegenstand gelehrter Streitigkeiten geworden. Theils um diesem Kampfe ein Ende zu machen, vorzüglich aber um die Neugierde Derjenigen zu befriedigen, die ein solches Thier nie gesehen und dasselbe nur aus den oft höchst wunderbar klingenden Beschreibungen kennen, habe ich mich veranlaßt gefühlt, eine möglichst gedrängte Beschreibung von seinem Körper, seiner Lebensart und seinen übrigen Eigenthümlichkeiten zu liefern. Vorhinein muß ich bemerken, daß dieses Thierchen keinesweges neu, wie Unkundige behaupten wollen, sondern schon den alten Naturforschern, freylich unter verschiedenen Nahmen, bekannt gewesen sey.

Es gehört in die Klasse der Krustaceen (Krebse), obgleich es ältere Naturforscher zu den ungeflügelten Insekten gezählt haben. Seinen Aufenthalt hat es in stehenden Wässern, vorzüglich in Pfügen, die abwechselnd austrocknen und durch häufiges Regenwetter wieder mit Wasser angefüllt werden.

Hier schwimmt es bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, meistens auf der Oberfläche des Wassers, und begibt sich nur bey trübem Wetter auf den Grund.

Sein Körper besteht aus zwey Haupttheilen: dem pergamentartigen Schilde und dem größten Theils darin liegenden weichen Leibe. Der Schild ist eyrund und muschelförmig ausgehöhlt. In der Mitte desselben läuft der Länge nach eine erhabene Rippe, die ihn in zwey schief herablaufende Seitenflächen theilt, und ihm das Aussehen eines Bootes gibt. Ungefähr zwey Linien vor dem vorderen oder Kopf-Ende hört diese Rippe auf, wo dann der eigentliche Kopfschild anfängt. Dieser ist gewölbt und von einem halbmondförmigen, konvergen Rande eingefast. In seiner Mitte, nämlich auf dem Scheitel, bemerkt man drey schwarzblau durchscheinende Erhabenheiten, wo-

von zwey größer und nierenförmig sind, die dritte aber kleiner und rund ist. Diese Erhabenheiten sind die Augen dieses Geschöpfes.

Das hintere oder Schwanz-Ende bildet ein ausgeschnittenes Dreyeck, dessen Seiten mit Stacheln besetzt sind. Diese schildförmige Bedeckung ist der Farbe nach ursprünglich schmutzig grün, fällt aber kurz vor der Häutung in's Helle und besteht aus einem oberen pergamentartigen, und einem unteren weichen Blatte. Zwischen diesen beyden Blättern ist auf jeder Seite ein länglicher, halbmondförmiger Fleck, der aus röthlichen Röhrchen besteht, in denen eine Flüssigkeit zirkulirt. Nur gegen den Kopf zu ist der Schild an den Rücken des Thieres angewachsen.

Beym Aufheben des Schildes sieht man, daß der Leib aus mehreren Ringen zusammengesetzt ist, von denen die letzten hinter dem Schilde mit kurzen Stacheln versehen sind. An dem letzten Ringe sitzen zwey borstenförmige, divergirende Fäden, welche aus sehr vielen Gliedern zusammengesetzt sind, und dem Thiere zum Steuerruder dienen.

Betrachtet man unseren Riesfuß auf der unteren Seite, so bemerkt man ein halbmondförmiges, den Kopf bedeckendes Blättchen, das in eine Furche des Schildes eingefügt ist, so zwar, daß es mit demselben ein Ganzes auszumachen scheint. In der Mitte dieses Blättchens ist eine bewegliche Klappe, an der zu jeder Seite ein zartes Fühlhorn sichtbar ist. Unter der Klappe, die man Oberlippe nennen kann, befindet sich auf jeder Seite ein brauner, hornartiger Körper. Hebt man die Klappe in die Höhe, so sieht man deutlich, daß es Fresswerkzeuge sind, denn es befindet sich an ihrem oberen Ende eine sägeförmige Reihe harter Zähne. Unter ihnen liegen auf jeder Seite noch zwey kleinere Körper, die zusammen die Unterlippe bilden, und mit Hilfe der oben erwähnten Oberlippe den Mund eng verschließen. An dem letzten Paare derselben sind noch die Fressspitzen zu erwähnen; zwey zarte häutige Blättchen, mit denen das Thier seine Beute früher zu prüfen scheint, ob sie zur Nahrung tauglich sey. Sie sind wie die Fühlhörner in beständiger Bewegung.

Am auffallendsten sind jedoch die Füße, wenn man sie so nennen darf, da sie nicht nur allein zur Bewegung, sondern zu weit wichtigeren Verrichtungen bestimmt sind. Einige Autoren, die alles gern übertreiben, oder sich oft über einen Gegenstand, den sie nie untersucht, ein Urtheil erlauben, geben ihre Anzahl auf mehrere Hunderte, ja Tausende an. Der scharfsinnige Schaffer, der die interessantesten Beobachtungen über dieses Thier angestellt hat, zählt nur sechszig Paare.

Es würde jedoch zu weit führen, alle diese Theile genau beschreiben zu wollen, da sie so vielfach zusammengesetzt sind. Ich will nur das wesentlichste hiervon anführen.

Am merkwürdigsten sind das erste und zehnte Paar derselben. An dem ersten sieht man drey ungleich lange Borsten, die dem Thiere zum Rudern dienen, weshalb man diese Füße Rudersfüße nennet. Das zehnte Paar trägt in einem eigenen Blättchen die Geschlechtstheile und Eier, daher ihnen Schaffer den Nahmen Mutterfüße gegeben hat. Alle bestehen übrigens aus vielen Blättchen, an denen sich hohle Röhrchen befinden, mit denen das Thier athmet. Da nun diese Blätter dieselbe Bestimmung haben, wie die Kiemen

der Fische, so nennt man sie Kiemen- oder Kiefenfüße, welcher Name auf das ganze Thier übertragen wurde. Das äußerste Glied eines jeden Fußes hat die Gestalt einer Krebschere; ferner sitzt in der Mitte eines jeden Fußes auf der obern Seite ein Bläschen mit rother Flüssigkeit angefüllt; dieß scheinen Behältnisse für den zubereiteten Nahrungsaft zu seyn, aus denen er durch sehr feine Gefäße in die übrigen Theile verführt wird. Diese Füße nehmen von oben längst ihres Verlaufes an Größe allmählig ab, so daß die letzten die kleinsten sind, an denen man eine unaufhörliche wellenförmige Bewegung bemerkt. — In Betreff ihrer Lebensart habe ich bereits erwähnt, wo sie sich am liebsten aufhalten. Ihre Nahrung besteht aus anderen kleinen Wasserthieren. Über ihre Lebensdauer läßt sich eben so wenig Bestimmtes sagen, als über ihren vollendeten Wachsthum. So viel ist übrigens gewiß, daß sie im Freyen mehrere Wochen lang leben; in der Gefangenschaft halten sie sich kaum einige Tage aus. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eyer, die das Thier nach der Befruchtung in das Wasser fallen läßt. Sie sinken zu Boden und in einiger Zeit kommen die Jungen heraus, die bereits alle Theile der Alten im verjüngten Maßstabe an sich tragen. Der Wachsthum geht wie bey den Krebsen überhaupt, unter häufigem Häuten vor sich.

Die größten, die man bis jetzt beobachtet hat, betragen in der Länge etwas über zwey Zoll. In Betreff des Geschlechtes sagt Schäffer, daß sie Zwitter wären, neuere Naturforscher nehmen getrennte Geschlechter an.

Ich glaube durch das Gesagte hinlänglich bewiesen zu haben, daß dieses Thier schon lange und in bedeutender Menge vorhanden seyn mußte, um solche Beobachtungen darüber anstellen zu können, wie Schäffer gethan. Übrigens hat man nicht Ursache ihre Entstehung aus den Wolken herzuleiten, wie es Laien in der Naturwissenschaft (vielleicht oft des dadurch zu hoffenden Gewinnes wegen) gethan haben; wenn man bedenkt, daß jedes Individuum eine große Menge Eyer, und dieß zu wiederholten Mahlen im Jahre legen kann. Diese Eyer behalten das Vermögen, ausgebrütet zu werden, durch einige Jahre bey, und so ereignet es sich, daß sie unter günstigen Umständen, manche Jahre in größerer Anzahl zum Vorschein kommen *).

V. Kollar.

*) Ein aus Prag angekommener Gönner theilt die Nachricht mit, daß sich diese merkwürdigen Thiere in diesem Sommer auch dort häufiger gezeigt haben, nachdem sie den dortigen Insekten-Sammlern in manchen Jahren gar nicht zu Gesichte gekommen waren.

D. Red.

E i n s t u n d J e t z t

Der Promenade auf der E. E. Burggastey, dem vormahligen Paradeis-Garten.

Ruhmvoller Wall! — mit gigantischem Streben
Trotzt' er des Halbmonds verderbender Wuth;
Wo sich die drohenden Pfeiler erheben,
Kämpften die Väter mit dauerndem Muth, —
Über der Enkel mit friedlichem Sinne
Bannte auf immer den würgenden Tod,
Pflanzte das Leben mit schön'rem Gewinne,
Wo einst der eiserne Zepter geboth.

Einft bey des Tages allmähligem Schwinden
 Füllte die Herzen der Streitenden Loos;
 Ob sie am Morgen die Lieben noch finden,
 Ob sie gefunken von Feindesgeschloß. —
 Nun, wenn aus nebelumflossener Ferne
 Bonneverkündend uns Hesperus lacht,
 Folgen wir willig dem leitenden Sterne,
 Schürfen die Freude im Schimmer der Nacht.

Hin trieb's den Jüngling die Tapfern zu mehrern,
 Rüstig gewappnet, mit männlichem Muth;
 Kann er dem stürmenden Drange nicht wehren,
 Soll ihn begraben der sinkende Schutt! —
 Freyeren Sinnes, der Sorgen enthoben,
 Sehnt er sich heute nach kühlender Luft;
 Fröhnt er Genüssen, er findet sie oben:
 Liebe und Löne und labenden Duf.

Auf nach dem Walle, umlagert von Schrecken,
 Blicke verzagend die harrende Braut
 Nach dem Ersehnten, und Ahnungen wecken
 Tief aus der Seele den klagenden Laut. —
 Sinnend und hoffend, mit wonnigem Beben
 Wallet die Jungfrau die Höhen hinan;
 Bald, eh' die freundlichen Tage entschweben,
 Krönt sie die Myrthe auf rosiger Bahn.

Ewig dem wankenden Ziele entgegen
 Wandelt die Zeit den unendlichen Raum.
 Selbst in dem Fluche gedeihet der Segen,
 Spät oft im Leben bewähret sich ein Traum.
 Schön ist's sich freu'n an bescheiden Genüssen,
 Weise, zu dulden im drückenden Joch;
 Einft unsre Lust kann der Enkel noch büßen,
 Und was uns quälet, bringt Freuden ihm noch!

Supelwiser.

Skizzen aus Paris.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

— Daß einzelne Individuen oder ganze Nationen nach möglichster Ausbildung des Geistes streben, daß sie sich aus besten Kräften aller den Verstand entehrenden Vorurtheile zu entledigen suchen, das liegt in den ewigen Gesetzen der moralischen und physischen Natur des Menschen, welches keinen Stillstand gestattet; daß sie dabey oft das Ziel überspringen und tiefer zurückfallen, als sie vorhin gestanden sind, das bringt gleichfalls die Hinfälligkeit der Menschheit so mit sich, denn sie ist Menschheit, und keine Gottheit. In diesen Betrieben thut sich nichts, als die unerläßliche Bedingniß der Materie und der Intelligenz kund. Wenn aber ein Volk, stolz darauf, die höchste Stufe einer vorurtheilsfreyen Geistesbildung erstiegen zu haben, von seiner wirklichen oder erträumten Höhe auf andere Völker, frenlich nicht mit Hohn, wohl aber mit einer noch demüthigendern nachsichtsvollen Überlegenheit herabsieht, und trotz dem sich dem allererbärmlichsten Aberglauben, nämlich dem Glauben an Wahrsageren, hingibt; so hört der Beobachter auf, die Ansprüche eines solchen Volks auf die höchste europäische

Bildung mit Nachsicht zu beurtheilen: er ärgert sich über einen solchen schneidenden Widerspruch. Man wird ohne Mühe errathen, daß das Volk, von welchem ich hier reden will, die Franzosen, oder vielmehr die Pariser, sind. Es gibt kein Stadtviertel (um nicht zu sagen, keine Straße) in Paris, wo nicht Betrieger oder Betriegerinnen hausen, welche vorgeben, wahrsagen zu können, verborgene Dinge zu wissen und in die Zukunft zu sehen. Wäre es bloß die unterste Volksklasse, in Frankreich, leider unwissender, und also abergläubischer, als in allen andern gebildeten europäischen Staaten, welche den, ihren Verstand umhüllenden, Nebel durch das sumpfige Irrlicht solcher Wahrsageren aufzuhellen strebten; so könnte der Menschenfreund höchstens mittheilsvoll die Achseln zucken. Aber der Pöbel, der sich diesem groben Betrüge am begierigsten hingibt, gehört zu den vornehmeren Klassen, er begibt sich nicht auf zwey, sondern meistens auf vier Füßen, nämlich in Kabriolets, dahin. Muß es nicht Ekel erregen, wenn Menschen, welche sich keine Schande daraus machen, öffentlich den absolutesten Unglauben, ja den Atheismus selbst, zu predigen, in der Mitternacht zu einer devineresse schleichen und sich unter dem lächerlichsten Hofuspokus berichten lassen, ob sie an dem und dem Tage im Salon der Mad. Dü n a n s gewinnen, oder ob sie noch einstens ein Portefeuille erhalten werden? Die berühmteste hiesige Wahrsagerin, die auch im Auslande eine große Berühmtheit erlangt hat, ist *Mlle. Lenormand*, die Sybille de la rue de Tournon, wie sie sich selbst nennet. Wie oft habe ich über mich selbst gezürnt, daß es mir, der keine Aufopferungen scheut, um Paris in seinem ganzen geistigen und örtlichen Umfange kennen zu lernen, stets widerstrebend gewesen ist, das genannte Weibsbild von Angesicht zu Angesicht zu schauen, daß ich also nie Gelegenheit gehabt habe, mich durch eigne Erfahrung zu überzeugen, ob die *Sybille aus der Straße Tournon* wirklich Verstand genug besitzt, um andere verständige Menschen zu Narren zu haben! Wenn die hochgerühmte Aufklärung von Paris, welche aber bereits von ihrem eignen Übermaße von Licht geblendet zu seyn scheint, der unverschämten Betriegerin mehr als einen Vorschub geleistet hat, so sind dagegen die Niederländer scharfsichtig genug gewesen, durch den Nebel hindurch und der Wahrsagerin im eigentlichen Verstande in die Karten zu schauen. Wie die Journale meinen Lesern wahrscheinlich schon längst gemeldet haben werden, ist *Mlle. Lenormand* in Brüssel, wohin sie eben eine abermalige Reise gemacht hat, der Betriegeren durch Wahrsagerkünste beschuldigt und von dem Tribunale zu Löwen zu fünfzig Franken und zu einem Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt worden. In der Anklage heißt es unter andern: sie gebe vor, mit dem Engel Uriel in Verbindung zu stehen, den Pfeil des Ubaris, einen geheimnißvollen Haarbüschel und das magische Larockspiel zu besitzen u. s. w. Von einer Menge Zeugen, sämmtlich aus der höhern Klasse, welche zur Aussage gegen die Sybille vorgeladen waren, sind die meisten nicht erschienen, sondern haben lieber die gewöhnliche Strafe bezahlen, als sich öffentlich lächerlich machen wollen. Es steht nun zu erwarten, ob *Mlle. Lenormand* appelliren, und welches in diesem Falle der Ausspruch des Kassationshofes seyn wird. Bis dahin muß jeder vernünftige Mann sich freuen, daß die Unverschämtheit einer Person, deren Betriegeren sich, wie jedermann weiß, sehr hoch verstriegen hat, und welcher durch die Nachsicht der Gesetze ihres eigenen Landes nur zu viel Vorschub geleistet worden ist, unter einem fremden Volke ihren gehörigen Lohn erhalten hat. Das Schicksal dieser armseligen Person in den Niederlanden steht mit ihrer vorgegebenen Gabe, in die Zukunft zu sehen, in einem um so lächerlicheren Widerspruche, als ihr hier schon zum zweyten Mahle ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Bekanntlich sah sich *Mlle. Lenormand* auf ihrer Reise zu dem Kongreß nach Aachen, wo sie nicht allein wahrsagen, sondern auch Kontrebande treiben wollte, von den belgischen Accisebeamten aller bey sich führenden Präziosen beraubt, und kurz darauf von dem dortigen Kommerzkollegium zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt. Sie hatte dieß Ereigniß eben so wenig vorausgesehen, als den zweyten Prozeß, der ihr so eben gemacht worden ist.

— Dem Würgeengel, der, wie ein Geney über dem Richtplatze, über dem Palais

des
Vor-
und
oft
ingt
und
der
chste
chen
einer
dem
; so
ische

Royal schwebt, um hier seine Ahnung zu suchen, ist in diesen Tagen ein neuer Fraß erreicht worden; ein Jüngling hat sich Abends spät in einem der Blumenbeete des Gartens, nachdem die Gitter desselben bereits verschlossen worden waren, eine Kugel durch den Kopf geschossen und einige Stunden darauf seinen Geist aufgegeben. Ob dieser Selbstmord ebenfalls Folge eines Spielverlustes ist, habe ich nicht erfahren können. Der unglückliche Schreiber, dessen trauriges Schicksal ich jüngst erzählt habe, befindet sich, zum Erstaunen aller, welche Kenntniß von dem Ereignisse haben, seiner völligen Wiederherstellung nahe; trotz des Sturzes von einer Höhe von wenigstens vierzig Fuß herab, hat der arme Mensch sich kein einziges Glied verletzt, sondern leidet die gewöhnlichen Folgen einer heftigen Erschütterung.

T h e a t e r.

Mit der großen Oper geht es, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Schlagtraufe; sie ist jetzt auch aus dem Theater Favart verjagt worden und hat sich in die kleine Nadelbüchse, in das Theater Louvois, wo die Italiener spielen, flüchten müssen. Da ihr letzteres eigen zugehört, so braucht die Administration hier freylich keinen Miethzins zu zahlen. Mit diesem Geniezuge einer vorsichtigen Administration, den die Patrioten auf die Rechnung des Hrn. Biotti schreiben, der aber daran eben so unschuldig ist, wie an allen übrigen klugen oder verkehrten Maßregeln, welche die große Oper seit der Anstellung desselben getroffen hat, verhält es sich folgender Maßen. Es scheint wirklich, als ob man den Bau des neuen Opernhauses so eilig zu betreiben gedacht hätte, daß mit dem Monathe April die Vorstellungen in demselben hätten beginnen können. Aber l'homme propose, Dieu dispose: dieser Gott ist der nervus rerum gerendarum, der überall mitspricht, wo der Mensch essen und trinken will. Nicht, daß es der komptenten Behörde an Geld fehlen sollte; aber man will sich nicht bloß geben, aus Furcht vor den Ereignissen. So ist der Kontrakt mit dem Theater Favart abgelauten, ohne daß die Administration eine Erneuerung desselben getroffen hat. Daß unter solchen Umständen auf diesem Theater an keine neue Oper zu denken ist, begreift sich von selbst.

Das Théâtre François leidet an seiner gewöhnlichen chronischen Krankheit, nämlich an dem Urlaube, den es den vornehmsten Schauspielern jährlich in den Sommermonathen geben muß. Talma und Dlle. Mars sind in die Provinzen gereist; auch der Dlle. Duchesnoy ist diesen Frühling die Lust angekommen, gleich der Nachtigall ihr tropischer Gesang macht sie dieses Beynahmens nicht unwürdig) in wärmere Länder auszuwandern; aber die Administration hat diesen Ausflug, der ihr nicht rechtmäßig zukommt, zu verhindern geküßt. Debütanten füllen, wie gewöhnlich, die Lücke aus, lassen aber um und neben sich so viel Platz leer, daß der Kassier nicht weiß, wo er damit hin soll. Neue Stücke pflegen während dieser Periode nicht gegeben zu werden; am Ende vorigen Monaths ist ein einziges erschienen: L'heureuse Rencontre, dessen Analyse ich, wegen seiner gänzlichen Unbedeutenheit, meinen Lesern ersparen will.

Das zweyte Théâtre François (Odéon) ist, in Hinsicht seiner veränderten Direction, einem Wirthshause zu vergleichen, welches einen neuen Wirth bekommt: wie hier die Gäste, so sind dort die Zuschauer häufiger geworden, weil, wie ich schon in meinen vorigen Skizzen gemeldet habe, Hr. Gentil an die Spitze der Verwaltung gestellt worden ist. Aber die Reise nach Dieppe fängt bereits an, ohne Reisegefährten gemacht zu werden. Neue Stücke sind auch hier nicht erschienen. Hr. Gentil setzt seine einzige Hoffnung auf ein Palliativmittel (denn an eine Radikalkur ist, meines Bedünkens, bey diesem Theater nicht zu denken), nämlich auf das Engagement der Dlle. Georges; aber das erste Théâtre François, gleich jenen Aufsehern im Serail des Königs Atar, „qui, wie Beaumarchais sagt, ne font rien et empêchent que l'on fasse quelque chose,“ hat Einspruch gethan, indem es sich auf das Theatergesetz stützt, daß kein Schauspieler, der früher Sociétaire dieses Theaters gewesen ist, nach seinem Abgange von demselben auf irgend einem andern Theater der Hauptstadt auftreten darf. Als Exception führt Dlle. Georges an, daß sie weder freywillig von der Société

abgegangen sey, noch eine Pension genieße. Die Sache ist nun zum Prozeß gekommen, der nächstens entschieden werden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß.)

Peßh.

Ich habe immer gezwifelt, daß ein wahrer Literator der Residenz die Correspondenz-Nachrichten von daher in die Pannonia liefere, weil der Styl so inkorrekt, der Inhalt so trivial war; doch nun bin ich ganz im Klaren darüber, daß dieser Wiener Neugelitskrämer zu den stümpernden Bellettristen gehöre, welche jetzt von allen Seiten den heiligen Hain der Musen profaniren und besonders der dürftigen Ephe- meride, der am Fuße des Parnasses hausirenden Pannonia, die es noch zu keinem soliden Verkehre mit den Himmlischen hat bringen können, durch schlechte Waaren den geringen Binnentram verderben werden. Wie konnte man Hrn. Saphir's Talent aus- gewiesen nennen, da er bis damahls nur in Zeitschriften einzelne Aufsätze und Gedichte von sehr verschiedenem, oft problematischem, oft gar keinem Werthe geliefert hatte! Wie konnte man so unverschämt seyn und von einem bloßen Journalschriftsteller, von einem Poeten, der damahls mit seinen Erstlingen noch schwanger ging, behaupten: „daß die billig Denkenden ganz darüber einig seyen, daß die österreichische Monarchie nicht viel solche dichterische Köpfe habe!“

Quae! qualis! quanta! — das heißt doch wahrlich den großmächtigen Orbis austriacus zu dem engen Raum einer Winkelschule herabwürdigen! Wer sind denn diese billig Denkenden und unbefangenen Beobachter? — Wahrscheinlich dieselben, welche dem armen, übrigens gar nicht hoffnungslosen Musenlehrlinge durch das Kompliment „er sey ein zweyter Jean Paul!“ den Kopf schwindlicht machen! — Diese Panegyriker thun ihm damit zu wenig Ehre an, denn Hr. S. macht Verse, und jener berühmte Schriftsteller bekanntlich keine oder doch nur sogenannte Streckverse, wie wir in den Flegeljah- ren gelesen haben. Manchen freylich ist so eine geniale Flegelen lieber, als Hrn. S.'s geleckteste liebesprechende Sonnette an Lysla; jene trockne Prosa lieber, als diese aus- glühenden Schneeflocken der Empfindung zusammenrinnenden Sangeswogen, welche sich in den eigensinnigen Formen des Klanggedichts nicht einmahl schulacrecht bewegen. Doch — claudite jam rivos — und nur zum Schlusse die Versicherung, daß, weil man die Kleinigkeiten in der Unterhaltung mit einem Großstädter nicht häufen darf, ich im nächsten Brief Ihnen von den Kunstleistungen unsers neuen Theaters, von Hrn. Saphir's poetischen Erstlingen und noch mehr davon erzählen will, was Ge- vatterinnen und Nachbarinnen von diesen zarten Kindlein gesprochen haben.

Schauspiel.

R. F. Burgtheater, den 8. d. der Amerikaner, nach Kokebue's Bearbeitung. Zweyte Gastrolle des Hrn. Wohlbrück als Kaufmann Herb.

Diese Darstellung des Gastspielers befriedigte mehr, als die vorhergehende. Für seine Persönlichkeit fand er hier einen bequemern Standpunkt und findet es in diesem Rollenfach überhaupt; in solchem altbürgerlichen, halbkomischen Weben und Wirken ist er wie zu Hause. Die Gespräche wurden leichter und fließend fortgeführt, oft aber herrschte zu viel Einseitigkeit, wie besonders im ersten Akt bemerklich war. Das Ge- berdenspiel unterstütz den Vortrag wenig, in diesem Theile werden Leichtigkeit und Rundheit sehr vermisst. Am besten gelang die Scene, wo Herb seinen Angehörigen die Vorschrift zum Empfang des Fremden gibt; Alles nahm eine größere Regsamkeit an, nur muß bemerkt werden, daß der Fluß der Rede auch in solchem Fall die Klarheit nicht entbehren darf. Die Ausforderung wurde ganz richtig mit einem Anstrich von Hasenherzigkeit bezeichnet, die glücklicher Weise nicht bis zur Übertreibung ging, was in der Duellscene schwer zu vermeiden ist. Allzu streng läßt sich eigentlich in dieser mit

dem Darstellenden nicht rechten, denn das Benehmen des Kaufmanns paßt weder zu ihm selbst noch zu dem vorhergehenden Theil der Handlung, die sich hier in ein ganz anderes Gebieth verliert. Der Darsteller kann es aber so einrichten, daß er den Charakter entweder von vorn herein schärfer markirt, oder die schärfere Zeichnung der Anlage gemäß in dieser Stelle, so viel es thunlich ist, verwischt. Ersteres wäre vorzuziehen, weil dem Autor wie dem Schauspieler dann gleiches Recht widerfährt. Daß man solche Anforderungen einzig und allein dem Künstler zu stellen berechtigt ist, versteht sich ohnehin. Wie diese Darstellung den Zuschauern mehr genigte, als die erste in dem Lustspiel von *Mariveaux*, so war auch der Erfolg in gleichem Maße lohnender für den Gast.

Theater an der Wien. Am 10. d. trug der Sohn des verewigten Mozart, der unlängst von seiner Kunstreise zurück gekommen ist, zwischen der ersten und zweiten Vorstellung ein von ihm selbst komponirtes Andante und Rondeau auf dem Pianoforte vor.

Immer ist es ein herzerhebendes Vergnügen, den Sproßling eines ausgezeichneten Mannes vor sich zu sehen, der seiner Abkunft würdig sich beweist; mit diesem Gefühl vereint sich hier noch die besondere Theilnahme für einen talentvollen jungen Künstler, der wie im vorigen Jahr, als wir ihn das erste Mal nach langer Entfernung von seiner Vaterstadt empfangen, auch diesmal mit einer Bescheidenheit, die an Schüchternheit zu grenzen schien, in unserer Mitte auftrat, gleichsam als ob sein innerstes Gemüth den günstigen Empfang nur wie eine dem Andenken seines großen Vaters gezollte Huldigung anzusehen sich verpflichtet fühlte. Was die Komposition des vorgetragenen Tonstücks betrifft, so zeigte sich auch in diesem das edle Bestreben des in einer trefflichen Schule gebildeten Künstlers, seinen Werken den Charakter aufzudrücken, durch welche die geistvollen Schöpfungen seines unsterblichen Vaters in den harmonischen Fortschreitungen sich auszeichnen. Der Styl ist edel, die Durchführung klar und gründlich, die Instrumentirung anziehend durch liebliche Abwechslungen, und der Vortrag des Fortepianisten wird durch die zweckmäßige Verwendung nur noch mehr gehoben. Eben so klar und edel ist das Spiel dieses Virtuosen, der den ersten Theil seines Werkes zart und einfach, zugleich aber auch mit männlichem Ausdruck vortrug. Seine Kunstfertigkeit entwickelte sich in dem Rondeau leicht und ungezwungen, Kraft mit Mäßigung verbunden kündigte auch hier jene liebenswürdige Bescheidenheit an, die nicht durch stürmische Beflegung überraschender Schwierigkeiten hinreißen, sondern bloß Aufmerksamkeit und Theilnahme gewinnen will, wie diese denn auch ununterbrochen in der angenehmsten Spannung erhalten wurden, bis sie am Schlusse des Allegro in lauten und langsam verhallenden Beyfall sich ergossen. Wie wir hören, hat der willkommenen Gast sich vorgenommen, seine Vaterstadt künftig zum bleibenden Aufenthalt zu wählen, und wir werden uns mithin noch oft an seinen Kunstleistungen erfreuen, die doppelten Genuß durch die damit verbundene, begeisternde Erinnerung gewähren.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Athanasia crithmifolia*. Bacillenblättrige Athanasie. Vom Kap.
- Bignonia Catalpa*. Gemeine Trompetenblume. Aus Florida.
- Coccoloba laurifolia*. Lorberblättrige Seetraube. Von Caracas.
- Campanula aurea*. Goldfarbige Glockenblume. Auf Felsen zu Madera.
- Datura suaveolens*. Wohlriechender Stechapfel. Von Mexiko.
- Hibiscus syriacus*. Syrischer Hibiscus. Von Syrien.
- Lobelia Erinus*. Langgestielte Lobelie. Vom Kap.
- Sophora japonica*. Japanische Sophore. Aus Japan.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.